

DER IMPERIALISMUS DER WASCHBÄREN

Das Umweltschutzprogramm EnergieSchweiz soll gestrichen werden, dem Buwal droht Halbierung. Die Rezession macht auch vor der Ökologie nicht Halt. Ist der Umweltgedanke noch zu retten? Von Carole Enz

Sie haben sich an Eisenbahngleise gekettet und sind mit Schlauchbooten Kamikaze-Aktionen gefahren, um die Erde vor dem ökologischen Kollaps zu bewahren – die Umweltschützer der ersten Stunde sind seither beinahe verstummt. Nun hat die Rezession die Wirtschaft fest im Griff und den Umweltschutz auf der Prioritätenliste nach unten rutschen lassen. Das Programm EnergieSchweiz etwa, das mithilft, die Kyoto-Ziele zu erreichen, soll gestrichen werden. Dem Buwal droht eine Halbierung. Wo ist bloss der Umweltgedanke geblieben?

«In Zeiten der Rezession bestehen zwei Möglichkeiten, mit der Krise umzugehen: Entweder man packt die Probleme gemeinsam an oder man arbeitet gegeneinander, um für sich

«Die Vorstellung, dass künftig Juristen ausgebildet werden, die kein biologisches Grundwissen besitzen, ist erschreckend.» Wilfried Häberli, Geograph

den grösstmöglichen Vorteil herauszuholen – leider wird oft die zweite Variante gewählt», meint Wilfried Häberli, Professor für Geographie an der Universität Zürich. «Exponenten wie George W. Bush, der eine Politik des unbegrenzten Ressourcenverbrauchs betreibt, verschärfen die Situation zusätzlich», fügt Bernhard Schmid, Professor für Umweltwissenschaften an der Universität Zürich, hinzu.

BETROFFENHEIT WECKEN

Der Umweltgedanke scheint unter der Krise zu leiden. Jetzt hat sich die Natur selbst zu Wort gemeldet und der Menschheit mit dem diesjährigen Rekordsommer einen Vorgeschmack auf den drohenden Klimawandel geboten. Brauchen wir Katastrophen, um in unserem Bemühen um den Schutz der Umwelt nicht zu erlahmen? Schmid und Häberli sind sich einig, dass die Rekordhitze ein Lehrstück in Sachen

Klimawandel sei. Doch wie lange werden wir uns an den Sommer 2005 erinnern? Werden wir nicht jetzt, wo der Ventilator im Schrank verstaubt ist, schnell vergessen, wie verzweifelt wir ein Geschäft gesucht haben, in dem diese Geräte nicht schon ausverkauft waren? Laut dem Gletscherexperten und Direktor des «World Glacier Monitoring Service» Wilfried Häberli orientieren sich Politik, Wirtschaft und Gesellschaft oft an einem Zeithorizont von Wochen, Monaten oder wenigen Jahren. In der Klimaforschung rechnet man aber mit Jahrzehnten oder mehr.

Tatsächlich ist das Problem des Umweltschutzes die Zeit. Im Alltag fehlt sie, um die langfristigen Folgen unseres Tuns zu erfassen. Aus diesem Grund werde eine Tanker-

katastrophe schlimmer empfunden als der drohende Klimawandel, bringt es Schmid auf den Punkt. Das auslaufende Öl verschmutzt die Umwelt augenblicklich. Und dies dort, wo das Unglück geschehen ist. Ursache und Wirkung stehen somit in einem logischen Zusammenhang – anders beim Klima: Wenn die Industrieländer mit ihrem Kohlendioxidausstoss den Treibhauseffekt anheizen, wird eine ganze Kette von Ereignissen in Gang gesetzt, die weder örtlich noch zeitlich gebunden sind. Dadurch können wir die Folgen nur schwer mit unserem Tun in Verbindung bringen. Die komplexeren werdenden Probleme verlangen nach einer breiten Grundausbildung. Häberli hält die Maturitätsreform deshalb für problematisch: «Die Stunden für die naturwissenschaftlichen Fächer werden reduziert. Die Vorstellung, dass künftig Juristen ausgebildet werden, die kein biologisches Grundwissen besitzen, ist

erschreckend. Es ist zentral, dass sich die Menschen auch über ihr Spezialgebiet hinaus eine Meinung bilden können. Dies gilt nicht nur für Akademiker. Es ist die Grundlage für demokratische Strukturen. Denn die Gesellschaft als Ganzes muss urteilsfähig sein. Die Klimaforschung etwa macht enorme Fortschritte, aber entscheidend wird es sein, dass eine Mehrheit der Bevölkerung das Gewicht der Resultate erfassen kann.»

Für den Umweltwissenschaftler Schmid ist es darüber hinaus wichtig, dass den Leuten konkret aufgezeigt wird, was sie tun können, und dass auch Erfolge kommuniziert werden. Ansonsten fühle sich der Einzelne machtlos. Nur was Sinn ergibt, hat eine Chance auf Erfolg. Häberli fügt hinzu: «Persönliche Betroffenheit ist zentral. Wir unterstützen beispielsweise auch Kurse für interessierte Laien und Lehrer, die die Gletscher besichtigen möchten. Wir zeigen ihnen, wie sie Fotos schiessen müssen, damit sie in einigen Jahren den Gletscherschwund selbst beurteilen können. Im Gegensatz zu den Unwettern ist der Gletscherschwund ein unbestechliches und sichtbares Indiz für den langfristigen Klimawandel.» Wenn sich die Leute von den Veränderungen in der Umwelt überzeugt haben, stellt sich das Umweltbewusstsein von selbst ein.

ARTEN SCHÜTZEN OHNE NUTZEN

Nachhaltigkeit ist dabei zwar das Stichwort, doch die Ethik ist der Lotse auf dem Weg zum Ziel. Schmid führt an, dass ethische Argumente zählen sollten, bevor man entscheidet, welche Arten für das Gleichgewicht eines Ökosystems entscheidend sind. Er fügt hinzu: «Unser ureigenes Interesse ist es, die Funktionstüchtigkeit der Ökosysteme nicht zu gefährden. Bis wir im Detail sagen können, welche Arten Schlüsselspezies sind, könnte es schon zu spät sein. Daher tun wir gut daran, möglichst allen Tier- und Pflanzenarten das Überleben zu ermöglichen.» Mit dieser Aussage wird die ethische Dimension verständlich: Man sollte schützen ohne direkten

Nutzen, um vielleicht Krisen vorzubeugen, die heute noch nicht voraussehbar sind. Um der ethischen Komponente mehr Gewicht zu geben, werden heute die Geistes- und Sozialwissenschaften stärker in die Umweltforschung einbezogen.

Das Umweltbewusstsein in der Forschung ist heute weit verbreitet – so weit, dass die Umweltforschung ihr Image als Feigenblatt der Forschung los geworden und bestens in anderen Disziplinen integriert ist. Auch bei den Studierenden stösst sie auf breites Interesse: «Die meisten Studierenden der Umweltwissenschaften kommen zwar immer noch aus der Biologie oder Geographie. Der Anteil von Studierenden, die die Umweltwissenschaften beispielsweise als Nebenfach zu Politikologie, Ethnologie, Soziologie oder Anglistik wählen, nimmt aber ständig zu – genauso wie die Studierendenzahlen in den Umweltwissenschaften allgemein. Weil die Interessierten einen Eingangstest bestehen müssen, bei dem ihr wissenschaftliches Grundwissen geprüft wird, kommen nicht ganz so viele, wie gerne möchten.» Auch Haeberli verzeichnet für seinen

«Eine Rezession ohne Umweltschutz ist mir lieber als Wirtschaftswachstum mit Umweltschutz.» Bernhard Schmid, Umweltwissenschaftler

Fachbereich steigende Studierendenzahlen: «Die Geographie hat sich seit meiner Studienzeit stark verändert. Heute sind es vor allem Sportbegeisterte, aber auch Computerfreaks und Leute mit Umweltengagement, die sich für ein Studium der physischen Geographie einschreiben. Insbesondere der Solidaritätsgedanke mit armen Ländern ist bei den Leuten stark spürbar. Wir arbeiten daher eng mit sozio-ökonomisch orientierten Fachbereichen und natürlich mit den Umweltwissenschaften zusammen.»

WASCHBÄREN UND MENSCHEN

Auch die Forschungsschwerpunkte der Umweltwissenschaftler selbst haben sich geändert. Schmid nennt das Thema Biodiversität neben dem Klimawandel als einen der zentralen Forschungsschwerpunkte. Beides steht an der Universität Zürich zuoberst auf der Prioritätenliste. «Bei den Umweltwissenschaftlern

selbst hat es Jahre gebraucht, bis die Forschenden wieder erkannt haben, dass eine hohe Biodiversität die Funktionsfähigkeit von Ökosystemen positiv beeinflusst», blickt Schmid zurück und fügt hinzu, «demgegenüber sind Themen wie die Umweltverschmutzung in den Hintergrund getreten.» Eines der zentralen Themen der Biodiversitätsforschung ist das Problem der invasiven Arten. Dazu gehört etwa der putzige Waschbär aus Amerika, der sich als richtiger Imperialist gebärdet. Diese Tiere haben geringe Ansprüche an ihre Umwelt und überleben somit beinahe in jedem Ökosystem. Die geschickten, intelligenten Allesfresser vermehren sich rasch und gefährden die einheimischen Arten.

Kommt uns dies nicht irgendwie bekannt vor? Denn die Spezies *Homo sapiens* verhält sich wie eine invasive Art. Die Bevölkerungszunahme des Menschen ist die Wurzel aller Umweltprobleme. Weshalb also nicht hier ansetzen? «Dies würde als ethisch inkorrekt angesehen», entgegnet Schmid mit Blick auf die problematische Überalterung der Gesellschaft und die daraus resultierenden

Finanzierungsprobleme bei den Renten. «Das Problem der Bevölkerungszunahme muss immer zusammen mit dem Wirtschaftswachstum betrachtet werden. Denn der Ressourcenverbrauch pro Kopf ist die entscheidende Grösse. Daher ist mir eine Rezession ohne Umweltschutz lieber als Wirtschaftswachstum mit Umweltschutz», meint Schmid provokativ. Diese auf den ersten Blick gewagt wirkende Aussage hat sich bereits beim Fall des Eisernen Vorhangs bewährt: Die Industrien der osteuropäischen Staaten sind zusammengebrochen, mit dem Resultat, dass das Kyoto-Ziel von diesen Ländern innerhalb kürzester Zeit erreicht und sogar übertroffen wurde. Zuversichtlich räumt Schmid ein: «1996/97 hat die Wachstumsrate der Weltbevölkerung erstmals leicht abgenommen.» Diese statistisch kleine Veränderung könnte bedeuten, dass sich die Weltbevölkerung langsam, aber stetig einer

oberen Grenze nähert. Doch noch lassen sich keine gesicherten Aussagen wagen.

VON GELD UND GEIST

Einer, der hemmungslos auf der Statistik-Geige spielt, ist der umstrittene dänische Statistikprofessor Björn Lomborg. Einst selbst ein Umweltschützer, hat er kürzlich ein Buch herausgegeben, das die Warnungen der Umweltforscher in den Wind schlägt. Kritiker werfen ihm Unwissenschaftlichkeit vor. Doch eine von Lomborgs Thesen lässt aufhorchen: Das Einzige, was auf der Erde knapp ist, sei Geld, meint Zahlenjongleur Lomborg. Wenn Geld vorhanden sei, lasse sich Umweltschutz umsetzen – Tönt plausibel. Ist es so einfach? «Wenn man in einem Entwicklungsland nicht weiss, ob man morgen zu essen hat, dann spielt Umweltschutz keine Rolle. In der Schweiz können wir uns Umweltschutz leisten», bestätigt Haeberli. «Zudem ist endlich erkannt worden, dass ressourcenschonendes Wirtschaften ökonomisch ist, also Geld spart», fügt Schmid hinzu.

Ist Geld also doch entscheidend? Weshalb sind dann aber die Schweizerinnen und Schweizer Weltmeister im Recycling? – wohl weniger eine Frage des Geldes als der Grundeinstellung. Wir können schlicht und einfach nicht mehr anders, als Recycling zu betreiben. Weil wir alle Umweltschützer sind? Nein, weil Recycling mittlerweile zum Alltag gehört. Hier haben wir unser verschollenes Umweltbewusstsein wiedergefunden. Es hat sich über all die Jahre ganz heimlich und unbemerkt in unserem Denken festgesetzt und ist in manchen Bereichen bereits ein Stück unseres Handelns geworden. «Die Umweltthematik wird heute nicht mehr spezifisch behandelt, sondern als Teil von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft. Das war das Ziel der Umweltbewegung», erklärt Schmid erfreut. Auch Umfragen sprechen eine deutliche Sprache: Einer gesunden Umwelt wird in der Bevölkerung trotz Wirtschaftskrise eine hohe Priorität eingeräumt. Das «Ende der Ökologie» ist – so scheint es – der Anfang der selbstverständlichen Nachhaltigkeit.

KONTAKT

Prof. Wilfried Haeberli, haeberli@geo.unizh.ch
Prof. Bernhard Schmid, bschmid@uwinst.unizh.ch



